

Der Stachel der Erinnerung

Von Wendelin Überzwerch

In den Gebäuden der alten schwäbischen Klosterschule gab es an diesem Sonntagnachmittag viel Umtrieb und Leben. Sonst waren um diese Zeit die Seminaristen alle ausgeflogen, um auf den bewaldeten Anhöhen ringsum die Köpfe und die Herzen von der angestrengten Arbeit der Woche auszulüften; heute schauten sie aus allen Fenstern heraus: auf eine größere Gruppe von Männern und Frauen, die bei der alten Linde in angeregtem Gespräch standen. Mit dem Recht der Jugend wurden sie von den Alumnen als „ältere Herrschaften“ angesehen, denn sie mochten, die Herren wenigstens, alle so gut vierzig Jahre alt sein.

Es hatte sich da eine frühere „Promotion“, wie man hierzulande die Jahrgänge nennt, getroffen, um die Wiederkehr des Tages, da sie vor fünfundzwanzig Jahren in das Seminar eingetreten waren, festlich zu begehen. Das Leben wirbelt auch im engen Kreise des schwäbischen Raumes die Menschen heftig durcheinander; manche folgen wohl auch zentrifugalen Kräften und verlassen die Heimat. So kam es, daß sich heute und hier etliche Schulkameraden wiederfanden, die einander seit über zwanzig Jahren nicht mehr begegnet waren; da fehlte es nicht an Überraschungen. Sie hatten auch meist ihre Damen mitgebracht, um ihrer Zusammenkunft die kleine Weihe einer behaglichen Familienfeierlichkeit zu geben.

Seltsam, wie gemeinsame Jugend bindet. Man macht sich im Schwabenalter gemeinhin nicht mehr allzu große Illusionen über die Menschen, auch und gerade wenn man Pfarrer oder Lehrer oder Arzt geworden ist. Aber bei solcher Gelegenheit überwiegt die Freude, die „alten Köpfe“ wiederzusehen, von vergangenen Zeiten zu plaudern, und die Distanz verklärt. Eben sie läßt auch, nach einem geheimnisvollen Gesetz, die Spanne eines Vierteljahrhunderts zusammenschrumpfen – und der Herr Abgeordnete mit dem im ganzen

Land bekannten Namen ist der „kleine Willi“ wie einst, der würdige Dekan läßt sich an sehr untheologische Lausbubenstreiche erinnern und lächelt milde dazu, und der Universitätsprofessor, der schon ein Dutzend Bücher geschrieben hat, muß sich sagen lassen, daß er seinerzeit im Abitur doch eben nur noch so mit Ach und Krach durchgerutscht sei! Und siehe da: auch einer ihrer alten Lehrer hat sich eingefunden, ein edler Meergreis, der sich inzwischen einen silberflatternden Vollbart hat wachsen lassen! Er kennt noch alle seine Schüler von ehedem und redet, da ihm die Namen immerhin entfallen sind, jeden mit „Herr Doktor“ an, das vereinfacht den Verkehr und stimmt in den meisten Fällen! Wird er nicht gleich sein berüchtigtes Notizbüchlein aus dem altväterischen Gehrock ziehen (es scheint noch der von 1925 zu sein!), um die Noten in Latein und Griechisch einzutragen? Nein, er ist ein liebenswürdiger Patriarch, längst ja außer Dienst, und scherzt mit den Damen, ihnen meist unverständliche Horaz-Zitate in die Rede einflechtend! –

Man war durch die altvertrauten Räume gegangen, schwelgend in Erinnerung und „Weißt-Du-noch?“-Gesprächen, man hatte nach den einst während der langweiligen hebräischen Stunden eingeschnitzten Runen in den Bänken des Hörsaals geforscht und sich kindlich gefreut, daß sie die Zeiten überdauern – samt manchen Kritzelherzchen um angeschwärmten Mädchenamen! Durch die Schlafräume war man geschritten und hatte der Jünglingsträume in ihnen gedacht . . . Und in den Straßen des Städtchens war man mancher ungefähr Gleichaltrigen begegnet und hatte sie mit etwas verlegener Herzlichkeit begrüßt: eine ehemalige „Flamme“. Die Ehefrauen lächelten nachsichtig dazu.

Nun sollte nachher noch im „Löwen“ ein „Gemütliches Zusammensein“ steigen – als Seminaristen

schon waren sie manchmal heimlich hiergewesen, denn das Viertele Remstaler krenzte ein Wirtstochterlein, das einem innig-sinnigen Volkslied entstieg schien . . .

Lutz Köberlin stahl sich vom großen Haufen im Klosterhof weg. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, eine Weile allein zu sein. Wollte für sich ein paar Jugendwege gehen, seinen Erinnerungen nachhängen, den guten und bösen. Er hatte sich einst nicht ganz leicht getan im Kreise seiner Kameraden, er war ein Eigenbrötler gewesen – ach Gott, er war's ja heute noch . . . Zielloss schlenderte er durch die Stadt. Da war noch die Konditorei, in der man sich, vom Turnplatz kommend, mit einem Riegel gefüllter Schokolade zu zehn Pfennig für das nachfolgende strenge Studium der alten Klassiker einzudecken pflegte . . .; da war das Gäßchen, wo „man“ einst die Mathilde Gußmann vom Kirchenchor nach Hause geleitet und ihr den ersten Kuß abgeschmeichelt hatte; da war – da war – ach ja: es war schön, nach so langer Zeit durchs Jugendland zu spazieren, man mußte sich fast gegen eine albern-wehmütige Rührung wehren . . .

Lutz Köberlin war seinerzeit, wie noch so manche seiner Kameraden, dem prädestinierten Studium der Theologie entwichen; sein scharfer Intellekt fand Gefallen an den strengen Deduktionen der Rechtswissenschaft. Er war dann früh verzogen, weit weg ins sehr nördliche Deutschland, wo die Menschen in vielen Dingen anders sind als hierzulande – nicht besser und nicht schlechter, aber eben anders. Es behagte ihm ganz wohl „da oben“; die in jeder Beziehung schärfere Luft sagte seiner Art zu.

Er hatte trotzdem die weite Reise unternommen, um diese Klassenzusammenkunft mitzumachen. Allzuviel hatte er sich eigentlich nicht von diesem sentimentalsten Ausflug in die Jugend versprochen, er empfand sich doch allem etwas entwachsen. Er hatte auch seine Frau nicht mitgebracht – Ilse würde sich als Norddeutsche und betonte „Dame“ in diesem sehr schwäbischen Kreis nicht eben wohl gefühlt haben. Überhaupt Ilse . . . Nein: „glücklich“ war er nicht verheiratet. Seine kinderlose Ehe war durchaus konventionell – zugegeben: wie so manche andere auch. Man lebte so nebeneinander her – über einer Kanne längst erkalteten Tees ist eine Wärmehaube gestülpt . . . Seine Häuslichkeit gab ihm, dem heimlich Zartsinnigen, dem unter dem luftdicht schließenden Deckel der Vernunft eine phantastische Sehnsucht schwelte, nicht, was er erträumt. Ilse war zudem von Natur kühl, was er nur schien.

All das lastete über seinem Leben. Er hatte sich der erfolgreichen und einträglichen Laufbahn eines Wirtschaftsjuristen verschrieben – in den Spannungen der ökonomischen und sozialen Kraftfelder suchte er den Lebensreiz, der ihm in seiner Ehe versagt war. Frau Ilse war es sehr darum zu tun, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, und sie tat es mit Geschick. Sie legte Wert auf ihre vornehme Familie und lächelte mit etwas kränkender Nachsicht über ihres Gatten biederschwäbische kleinbürgerliche Herkunft. Sie hatte die Stellung des Mannes, nicht ihn geheiratet; sie fand das wohl in Ordnung.

Ja, nun war er also hier . . . Im allerhintersten Winkel seines Herzens gestand er sich, daß er nur deshalb gefahren war, um Wilhelm Speidel zu begegnen. Seinem alten Seminarfreund Wilhelm Speidel, den er nicht mehr gesehen, seit sie nach dem Abitur grollend auseinandergegangen. Ja, ihn hoffte er zu treffen. Denn da war eine Sache aus der alten Zeit, die ihm nun seit zwanzig Jahren am Gewissen herum nagte. Eine Dummheit, weiß Gott eine lächerliche Buben-Eselei, aber er hatte sich eben doch ein bißchen – unanständig dabei benommen . . .

Der Seminarist Lutz Köberlin war in die schöne Mathilde Gußmann verliebt. Mit der Schwärmerei seiner 18 Jahre betete er in ihr ein Idol an. Sie war ein frisches junges Ding und ließ sich die Huldigungen des Klassen-Primus eine Weile gern gefallen. Er war sehr glücklich in diesen Wochen, da er sein Herz heftig pochen fühlte, wenn er nur an einer Straßenecke Mathildens stadtbekannten blonden Schopf wehen sah! Ach ja – und dann jener Kuß im nächtlichen Mohrengäßle . . .!

Aber nach einiger Zeit spürte er, daß das Mädchen kühler zu ihm wurde, fühlte er sich „abgehängt“! Er litt alle Qualen junger Leidenschaft; es waren böse Tage für ihn. Damals war es, daß sie im Unterricht bei Professor Kurrle – der heute wieder aufgetaucht war! – in Plato lasen. Es traf ihn in der strengen Reihenfolge der Übersetzenden der Satz: „Blind nämlich wird im Hinblick auf das Geliebte der Liebende.“ Er konnte heut' noch den Satz auf griechisch. Aber damals fand er ihn albern und falsch; er fühlte sich gar nicht blind.

Nicht einmal seinem Busenfreund Wilhelm Speidel hatte er Glück und Leid seiner jungen Liebe anvertraut; er mußte alles allein verwerken. Dann traf er eines Abends auf einem jener verschwiegene Waldpfade, die wie vorbestimmt waren für das heimliche Glück junger Leute, die Mathilde Gußmann, nachdem sie ihm wochenlang listig ausgewichen. In ihrer

Begleitung war Wilhelm Speidel. Die beiden schienen sehr stillvergnügt miteinander.

Lutzens Groll war abgründig, und richtete sich mehr noch gegen den Freund, den er einen Verräter schalt, als auf das Mädchen. Es gab eine heftige Auseinandersetzung mit Wilhelm, aber der sonst dem überlegenen Lutz Botmäßige bezeugte weder Reue noch Nachgiebigkeit. Mathilde möge nun einmal ihn, den Wilhelm Speidel, leiden, und er halte fest an ihr. Lutz mochte ahnen, daß ein frühfertiger Charakter sich hier darstellte, herauskristallisiert aus dem Erlebnis einer tiefen Neigung – während bei ihm selber alles noch jugenhaft verblasen war.

So zerbröckelte ihre Freundschaft, die durch vier Seminarjahre so edel geglüht hatte, in ein paar Tagen.

Aber da war nun noch jene Sache . . . Es war kurz vor dem Abitur, als Lutz Köberlin unter der Post, die er für die Stube holte, auch einen Brief Mathildens an Speidel entdeckte. Oh, er kannte ihre Schriftzüge gut, früher war er auch gelegentlich solcher Billets-doux gewürdigt worden! Und da packte ihn nun der Teufel!

Doch Lutz wußte sehr wohl, daß das nur eine ölig-heuchlerische Umschreibung war für den eigenen bösen Geist. In seiner Eifersucht unterschlug er den Brief. Er war auch nahe daran gewesen, ihn zu öffnen und zu lesen; doch vor dieser letzten Unanständigkeit schreckte er zurück! Er vernichtete den Brief. Er stellte sich vor, daß in ihm Wilhelm zu einem Stelldichein geladen wurde, und triumphierte in dummer Rachsucht, es verhindert zu haben.

Wie merkwürdig, daß er gerade in diesen Tagen, in Kurrles Stunde, einen Satz aus Demokrit zu übertragen hatte, der hieß: „Wer Böses tut, sollte sich vor allem vor sich selbst schämen“. D i e s e s Wort fand er nun gar nicht albern, es traf ihn wie ein Peitschenhieb. Er schämte sich wirklich vor sich selber, er schätzte seine Tat ganz richtig als eine Gemeinheit ein. Er war drauf und dran, Wilhelm alles einzugestehen, aber er konnte sich dann doch nicht überwinden – vielleicht weil er die Verachtung auch aus Mathildens Augen fürchtete. Als Wilhelm, dessen Gutmütigkeit offenbar unter dem Zwist litt, sich ihm wieder zu nähern versuchte, stieß er ihn mit der ganzen Lieblosigkeit des schlechten Gewissens zurück.

Im übrigen sah er Mathilde und Wilhelm später noch öfters miteinander in offensichtlicher Vertrautheit, aber das war ein geringer Trost für das beschämende Gefühl, an beiden unanständig gehandelt zu haben. Auch daß er innerlich aus freien Stücken das Mädchen

dem Freund „abtrat“, konnte sein böses Gewissen nicht betäuben.

Dreißig Jahre sind eine lange Zeit, aber sie sühnen nicht, es gibt vor dem Gewissen keine Verjährung wie im Recht. So wurde Lutz Köberlin den Druck nie recht los. Kein Menschenleben ist nur gut, und auch Lutz tat später manches, was er hinterher schamvoll zu bereuen hatte, aber nichts quälte ihn so wie der Stachel dieser alten Schul-Erinnerung. Er hatte auch ein paarmal angesetzt, um Wilhelm Speidel zu schreiben, den er als Arzt in der Heimat wußte, aber er brachte es dann doch nicht fertig.

Und manchmal ertappte er sich über eigenartigen Gedankengängen: daß er nämlich mit seiner unbefriedigenden Ehe für die alte Schuld büße. Fast war's ihm eine Art Wollust, so zu denken.

Als er die Einladung zu der Promotions-Zusammenkunft erhielt, entschloß er sich zu fahren, um Wilhelm Speidel zu treffen. Die „Sache“ mußte endlich einmal bereinigt werden. Aber zu seiner Enttäuschung war der alte Freund nun nicht unter den Teilnehmern. Deshalb war er mißmutig und hatte sich abgeondert.

Als Lutz Köberlin nach seinem individualistischen Bummel im „Löwen“ einkehrte, hatten sich noch ein paar Nachzügler eingefunden, die nicht früher hatten abkommen können. Wilhelm Speidel war darunter.

Der trat gleich mit unbefangener Herzlichkeit auf ihn zu: „Da bist Du ja – Grüß Dich Gott, Lutz! Ich bin bloß hergefahren, weil ich hörte, Du habest Dich auch angemeldet. Hab' sogar meine Patienten im Stich gelassen! – Willst Du meine Frau begrüßen, sie ist Dir nicht ganz unbekannt!“

Vor ihm stand Mathilde Speidel, geborene Gußmann. „Gnädige Frau –“, stammelte Köberlin.

„Du darfst ruhig noch ‚Mathilde‘ sagen, Lutz!“ lachte es ihm entgegen. „Du wirst mir ja nicht mehr böse sein, daß ich den Wilhelm vorgezogen habe!“

Lutz war es sehr merkwürdig zumut. O nein: die „Sache“ wurde durch die neuen Umstände gar nicht leichter . . .

Sie schüttelten sich die Hände. Ein Traum sind zwanzig Jahre. . . . Dann setzten sie sich zueinander. Die alte Sympathie zu diesem feinen Menschen quoll wieder mächtig in Lutz auf; ach, und auch Mathilde in ihrer fraulichen Reife war liebenswert wie einst.

„Weißt Du, Lutz“, sagte Speidel, „das war ja nun damals wirklich blöd, daß Du so auf mich eingeschnappt warst! Ich wollte Dir eigentlich immer mal schreiben, aber Du weißt, es bleibt in solchen Dingen meist beim guten Vorsatz!“

„Es wäre an mir gewesen zu schreiben“, murmelte Lutz, „verzeih, daß ich es nicht tat!“

Dr. Speidel wehrte ab: „Lassen wir die alten dummen Geschichten! Hauptsache ist, wir haben uns jetzt wieder – wir Drei!“

„Ihr habt Euch also wirklich schon damals im Seminar – aneinander gebunden?“

Speidel lachte: „Ja, wir waren so herrlich kühn – und wir haben es nicht bereut! Fünf Kinder zeugen Dir dafür!“

Frau Mathilde warf ein: „Ja, aber es hat an einem Haar gegangen, daß damals nicht doch alles in die Brüche ging. Ich war ein recht flatterhaftes Ding – Du weißt es, Lutz; es war gut, daß ich früh von einer festen Hand gehalten wurde.“

„Nanana, Mathilde!“ sagte ihr Mann.

„Doch, doch, es war schon so. Es kam da manchmal so ein Rappel über mich, wo ich bloß Dummheiten machte! Denk’ nur, Lutz: ich habe Wilhelm mal einen Brief geschrieben, in dem ich – wie sagt man da? – ja: in dem ich Schluß mit ihm machte! Aber komischerweise ist dieser böse Brief nie bei ihm angekommen – als wollte ein gnädiges Schicksal mich vor der größten Torheit meines Lebens bewahren. Wo die Post sonst nie etwas verliert!“ „Ja“, meinte Wilhelm, „in meinem damaligen labilen Gemütszustand, und sehr empfindlich war ich auch, hätte ich nach einem solchen Ab-

sagebrief wohl nie mehr den Weg zu Mathilde zurückgefunden.“

„Wie heftig habe ich ihn hinterher gleich bereut. Als mir aber Wilhelm bei der nächsten Gelegenheit mit der alten Unbefangenheit gegenübertrat, merkte ich gleich, daß da ein guter Dämon eingegriffen haben mußte! Erst sehr, sehr viel später, als nichts mehr zu verderben war, habe ich es Wilhelm eingestanden – ich schämte mich schrecklich!“

„Ja“, schloß Speidel den Bericht, „wir haben uns tatsächlich gleich nach dem Abitur heimlich verlobt und so früh wie möglich geheiratet.“

Die beiden schauten sich strahlend an; Lutz wußte, daß so das Glück dreinschaut. Zwischen Frau Ilse und ihm gab es keine solchen Blicke . . .

Aber er sagte ihnen dann doch alles und schonte sich nicht. Sie blieben eine Weile stumm und ernst, den seltsamen Verschlingungen des Geschehens nachdenkend. Dann klangen die Gläser zusammen.

Mit dieser Erzählung ehren wir das Andenken an den zu Beginn des Jahres 1962 allzufrüh verstorbenen Dr. Karl Fuß (Wilhelmsdorf), der unseren Lesern unter dem Dichternamen Wendelin Überzwerch bekannt ist. Mit seinen gemütvollen Geschichten und seinen tief empfundenen Gedichten wird er in die schwäbische Literaturgeschichte eingehen.

Durchs dunkle Tor

Zu Hermann Hesses Tod

Als man die ersten Garben band,
war seine Ernte eingebracht.
Die Mutter nahm ihn bei der Hand,
die tief vertraute Nacht.

Die seine Schwelle lange mied,
hat nun den Müden fortgeführt
durchs dunkle Tor, einst schon vom Lied
des Jünglings tastend angerührt.

Mondblässe streift das leere Feld.
Im Garten geht ein Weinen um.
Noch ärmer ward die arme Welt:
Narzissens Spiegel ist zerschellt,
Goldmund ist stumm.

Maria Müller-Gögler